Buchbesprechung

Jüdische Räume und Topographien in Ost (mittel)europa

Smola, Klavdia & Olaf Terpitz (eds.). 2014. *Jüdische Räume und Topographien in Ost(mittel)europa. Konstruktionen in Literatur und Kultur* (= Opera Slavica Bd. 61). Wiesbaden: Harrassowitz Verlag, XII, S. 274. ISBN: 978-3-447-10281-0.

Besprochen von **Dr. habil. Ulrike Goldschweer:** Ruhr-Universität Bochum, Seminar für Slavistik/Lotman-Institut für russische Kultur, Universitätsstr. 150, 44801 Bochum,
E-Mail: ulrike.goldschweer@rub.de

DOI 10.1515/slaw-2016-0042

Der vorliegende Sammelband, der das Ergebnis eines Panels zum Thema *Slavisch-jüdische Topographien: Grenzen, Gedächtnis, Sprachen, Geopoetik(en)* auf dem 11. Slavistentag in Dresden im Oktober 2012 darstellt, umfasst neun Beiträge ausgewiesener Kultur- und Literaturwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler mit vorwiegend slavistischem (und teils germanistischem) Hintergrund, die ganz unterschiedliche und zum Teil hochkomplexe Themenansätze verfolgen. Jeder Beitrag stellt quasi ein eigenes Forschungsfeld dar, mit eigenen methodologischen Voraussetzungen und meist auf der Basis eines jeweils beeindruckenden Korpus von Forschungsliteratur.

Den Anfang macht der Wiener Literatur- und Kulturwissenschaftler Olaf Terpitz mit dem Beitrag „*Das Feuilleton und die Stadt. Lev Luanda, Sholem Aleichem und Antoni Słonimski. Vermessungen der Zeit und Strategien der Literarisierung*“ (S. 1–21). Nach einer kurzen Problematisierung des in Frage stehenden Begriffskomplexes der „jüdischen Topographien“ stellt er die Idee des Feuilletons als aktualitätsbezogenes Medium zur „Kartierung des Urbanen“ ins Zentrum des Artikels. Anhand dreier – in vielerlei Hinsicht unterschiedlicher – Autoren und damit dreier Städte (Wilna, Warschau und Kiew) lotet er die Bedeutung des Urbanen als „ideengeschichtlicher Knotenpunkt“ für die Wandlungsprozesse des jüdischen Selbstverständnisses in der Moderne aus.

Der Germanist Boris Blahak und die Slavistin und Germanistin Astrid Winter (Karls-Universität Prag und Technische Universität Dresden) beschäftigen sich jeweils aus unterschiedlichen Blickwinkeln mit Franz Kafka. Boris Blahaks Aufsatz „*Ein Tscheche? Nein! Franz Kafkas topographisch bedingte Exophonie und die innerste Dyade von Judentum und Slavia*“ (S. 23–55) fokussiert die Schnittstellen

des Deutschen, Tschechischen und Jüdischen in Kafkas Werk. Auf der Suche nach einer im Werk belegbaren „Dyade zwischen Judentum und Slavia“ wird hier der Begriff der „Exophonie“ („Anderssprachigkeit“) in einem breiten Sinne zum Symptom der „Selbstverortung“ Kafkas „zwischen ethnischer Herkunft, Mutter- bzw. Literatursprache und den kulturellen Koordinaten der Mehrheitsgesellschaft“. Astrid Winter beschäftigt sich hingegen in dem eher empirisch angelegten Artikel *„Was in Lesebüchern fehlte. Jüdische Identität und Prager Topographie als Kanonisierungsfaktoren der aktuellen tschechischen Kafka-Rezeption“* (S. 57–90) auf der Basis von Lehrbüchern nach 1989 und Umfragen mit dem aktuellen tschechischen Kafka-Bild, welches durch die Wahrnehmung als tschechisch-jüdischer (und nicht: deutscher) Autor geprägt ist.

Die Slavistin, Film- und Kulturwissenschaftlerin Natascha Drubek (Universität Regensburg) widmet sich in ihrem Beitrag *„Ghettoisierte Sprachen. Die tschechisch-deutsche ‚Zwangsgemeinschaft‘ der Juden von Theresienstadt“* (S. 91–134) der sprachlichen Markierung von (nationaler, religiöser, ethnischer) Identität unter den Bedingungen der Gefangenschaft. Theresienstadt erscheint hier durch seine architektonische Gestalt als Festung und durch seine Geschichte als Gefängnis als nahezu prototypischer mitteleuropäischer Zwangsort, wo sich jüdische, slawische und deutsche Topographien, Identitäten und Täter-Opfer-Verhältnisse überlagern und verdichten.

In dem Beitrag *„Überall und nirgendwo. Raumsemantisierung in Il'ja Ėrenburgs Chulio Churenito“* (S. 135–155) analysiert die Göttinger Slavistin Britta Korkowsky die komplexen Zusammenhänge zwischen Handlungsräumen, Perspektiven und Figurenkonstellationen. Im Roman des russischen Schriftstellers mit jüdischen Wurzeln, dessen Werk durch zahlreiche, auf eigene Initiative und in sowjetischem Auftrag unternommene Reisen geprägt ist, verschränken sich in der Raumsemantik inner- und außereuropäische Perspektiven mit Erinnerungen und Projektionen, und zwar in einem beinahe postmodernen Genremix (S. 136), der Elemente der Heiligenvita, der Satire und des Abenteuerromans aufweist.

Die Greifswalder Slavistin Klavdia Smola analysiert in ihrem Beitrag *„Die Erfindung des Gelobten Landes. Utopische Raum- und Zeitkonzepte in der Prosa des spätsowjetischen jüdischen Dissens“* (S. 157–190) eine Reihe von Exodustexten non-konformer russisch-jüdischer Schriftsteller der 60er bis 80er Jahre auf der Basis des kulturesemiotischen Ansatzes Jurij Lotmans, wobei die Raumkonzepte dieser Texte einerseits vor der Folie biblischer, talmudischer und zionistischer Israel-Topoi fokussiert und andererseits durch weitere Raummodelle (Räume der Strafe und Isolation, Imaginäre Räume, Gegenräume, Wege und Grenzen) ergänzt werden.

In dem Beitrag *„Topographien von Heimat im Werk des litauisch-jüdischen Autors Grigorij Kanovič“* (S. 191–220) beschäftigt sich die Erfurter Slavistin Christina Parnell mit einem Schriftsteller, in dessen Werk die Klage über den Verlust der

multikulturell – d.h. jüdisch, litauisch und russisch – geprägten Heimat seiner Kindheit zu einer Konstante wird, und dessen Texte zudem geeignet sind, die Spezifika der litauischen Aufarbeitung des Holocaust zu konturieren.

Die beiden letzten Beiträge des Bandes unterscheiden sich vor allem aus medialer Perspektive von den übrigen Texten. So wählt die Slavistin und Literaturwissenschaftlerin Tanja Zimmermann (Universität Konstanz) in ihrem Beitrag *„Polen und Israel als Resonanzräume der Erinnerung. Polnisches Exil und jüdische Emigration in der Videokunst Artur Żmijewskis und der Gruppe Jewish Renaissance Movement in Poland“* (S. 221–245) einen Zugang über Videoprojekte, in denen Polen und Israel im Spannungsfeld von Flucht, Vertreibung und Heimkehr als Utopie und Dystopie inszeniert werden. Der Beitrag der Polonistin und Germanistin Monika Bednarczuk (Ruhr-Universität Bochum) mit dem Thema *„Die jüdisch-polnische Topographie Lublins in den Erinnerungspraktiken des Zentrums Brama Grodzka – Theater NN“* (S. 247–270) beschäftigt sich schließlich mit dem Stadtraum Lublin als Knotenpunkt verlorener kultureller und ethnischer Pluralität, und zwar am Beispiel eines erinnerungspolitisch nicht unumstrittenen Projektes, das sich in einem Spannungsfeld zwischen Archiv, Text und Inszenierung verorten lässt.

Diese kurze Charakterisierung der Beiträge verdeutlicht ihre ausgeprägte Heterogenität, die, wie im Titel des Bandes angedeutet, zwischen den Eckpunkten „jüdische Räume und Topographien“ und „Ost(mittel)europa“ sowie „Literatur“ und „Kultur“ angesiedelt ist, und die es fast unmöglich macht, die einzelnen Ansätze auf eine gemeinsame Basis – sei sie theoretisch, methodologisch oder konzeptionell – herunter zu brechen, oder sie in geeigneter Weise zu thematischen Schwerpunkten zusammenzufassen. Dieser grundsätzlichen Schwierigkeit sind sich die Herausgebenden des Bandes durchaus bewusst. Im Vorwort (S. VII–XI) werden die Beiträge zunächst einerseits in den Kontext des *spatial turn* oder der Raumwende in den Kulturwissenschaften sowie andererseits in das postkoloniale Paradigma gestellt. Das Ziel sei es, „semantische Repräsentationen der für die jüdische Kultur und Geschichte zentralen Begriffe von Heimat und Exil oder des Verhältnisses zwischen Zentrum (Palästina) und Peripherie (Diaspora)“ zu hinterfragen. Im Fokus des Sammelbandes stehe daher eine Neufokussierung des Forschungsfeldes „am Schnittpunkt zwischen Slavistik und *Jewish Studies*“, wobei „Raumkonstruktionen und topographische Projektionen in jüdischen Kulturen“ in den Vordergrund gerückt werden, und zwar ausdrücklich nicht aus der Perspektive des Minoritären, sondern als Erforschung „der sie auszeichnenden Orte pluraler Existenz in Osteuropa, die die Entstehung komplexer, offener und nicht selten problematischer Identitäten zur Folge hatte“.

Hier ist es angebracht, kurz auf die Spezifika der slavistischen Perspektive auf den Raum und auf das postkoloniale Paradigma einzugehen. Die Raumwende

in den Kulturwissenschaften war bekanntlich durch die Konzentration auf Räume und Orte als soziale Konstrukte jenseits ihrer Funktion als Behälter oder Kulisse gekennzeichnet. Begriffe wie *Ost(mittel)europa* und *jüdischer Raum* sind letztlich Beispiele für solche Konstrukte, die fern von konkreten geographischen Realisierungen vor allem Identifizierungsangebote darstellen. Gemeinsam ist diesen Raumbegriffen ihre Unbestimmtheit – die Grenzen dieser Räume müssen mit jeder Erwähnung neu definiert werden. Dem trägt der höchst komplexe Begriff *Ost(mittel)europa* Rechnung, der die mittlerweile fragwürdig gewordenen Begriffe *Osteuropa* und *Mitteleuropa* abgelöst hat. Während Osteuropa immer noch Assoziationen eines in Ost und West geteilten Europas hervorruft, steht der weitaus schillerndere Begriff Mitteleuropa in der Tradition einer Instrumentalisierung im imperialen Interesse, mit dem insbesondere von deutscher und österreichischer Seite Einflussphären begründet wurden. In den 80er Jahren wurde der Begriff (durch Milan Kundera, György Konrád und andere) im Sinne der Idee eines kulturellen Zusammenhangs kleiner Nationen in Abgrenzung von den historischen Großmächten des Westens (Deutschland und Österreich) aber auch des Ostens (Russland) umgedeutet, und zwar, indem er die Aufmerksamkeit auf die schon immer vorhandene sprachliche, kulturelle und religiöse Vielfalt lenkte, die als wichtigste Gemeinsamkeit dieses (letztlich imaginären) Raums identifiziert wurde – einer Region, wo sich die Wege kreuzen, wo Vielfalt Identität bedeutet und gleichzeitig unerträgliche Nationalismen hervorbringt. An ihren Rändern überlappt sie sich als diskursiver Raum mit den Einflussphären westeuropäischer und russischer Dominanz, wobei m. E. ostmitteleuropäisch orientierte slavistische Perspektiven durchaus von russistischen (sowie westlichen) unterschieden werden müssen, denn hier kommt das postkoloniale Paradigma ins Spiel, in dessen spezifisch slavistischer Auslegung sich diese prinzipielle Unbestimmtheit und Unbestimmbarkeit ostmitteleuropäischer Identitäten ebenso widerspiegelt. Historisch gesehen bedeutete Kolonialisierung im Osten (für Russland, für Polen, aber auch für das sich selbst als mitteleuropäisch definierende Habsburger Reich) in der Regel die Expansion der eigenen Grenzen und erzeugte ein Geflecht vielfältiger „Orientalismen“ zwischen Orientalisierung und Selbstorientalisierung, wie Wolfgang Kissel 2012 in seiner Einleitung zu dem Sammelband *Der Osten des Ostens* (Frankfurt a. Main u. a.: Peter Lang) schlüssig aufgezeigt hat. Dies bedeutet aber auch, dass sich in Bezug auf diesen Raum auch die wissenschaftlichen Perspektiven überlagern.

Die jüdische Kultur (und ihre Absenz als Folge von Holocaust und Vertreibung) war und ist nahezu überall organischer und prägender Bestandteil dieses komplexen Gefüges, und ihr kommt damit eine Schlüsselrolle zu. Die slavistische(n) Perspektive(n) können hier die durch die Holocaust-Forschung geprägten Ansätze sinnvoll ergänzen (auch wenn weitere Perspektiven, je nach

Definition des Raums, denkbar wären) – und dies ist letztlich das gemeinsame Anliegen der Beiträge dieses Bandes. Gemeinsam ist ihnen zudem, dass sie *a priori* inter- und multikulturell sein müssen, um ihrem Gegenstand überhaupt gerecht werden zu können, während sie gleichzeitig danach streben, das Spezifische, also die Einheit in der Vielfalt, herauszuarbeiten. Auch dass dies angesichts der besonderen Konstellationen der jeweiligen Orte nicht einfach ist, beweist nicht zuletzt dieser Band, welcher in seiner heterogenen Anlage in eigentümlicher Weise die Komplexität seines Gegenstandes widerspiegelt. Heterogenität ist damit gleichzeitig Programm und auch anscheinend vorläufiges Ergebnis eines Diskussionsprozesses, in dem noch viele Fragen offen sind. Der Band präsentiert sich daher weniger als konzeptionelle Einführung, sondern eher als Dokumentation der vielfältigen Suchbewegungen innerhalb eines Forschungsfeldes. Dies ist damit – neben der hohen Qualität der einzelnen Beiträge – sein größtes Verdienst und seine größte Schwäche zugleich, denn so heterogen wie die Ansätze sind auch die Voraussetzungen, die ein idealer Leser mitbringen sollte, und die von der Kenntnis gängiger raumtheoretischer Konzepte und medienspezifischer Methodologien bis hin zur Vertrautheit mit den historischen Hintergründen und den Spezifika der verschiedenen ostmitteleuropäisch-jüdischen Kulturen reichen. Wer eine systematische Einführung in das Themenfeld erwartet, wird wahrscheinlich enttäuscht sein. Wer allerdings die Dimensionen eines vielversprechenden Forschungsfeldes erkunden möchte, dem sei das Buch durchaus empfohlen.